



Neuer Aufbruch: Mehrdad Zaeris Motiv des kleinen Zugvogels, der sich auf die große Reise macht, zieht sich mehrfach durch das Bilderbuch „Joshua“.

Abbildung aus dem besprochenen Band

Zurück ins Leben durch den Tod

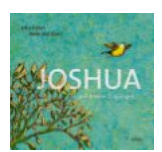
Trost aus der Idee der Tierfabel: Inka Pabst und Mehrdad Zaeri wagen sich mit ihrem Bilderbuch „Joshua – der kleine Zugvogel“ an den traurigsten aller Verluste.

Joshua kennt die Sonnenseite des Lebens, doch das junge Sommergoldhähnchen weiß auch um deren Risiken. „Die Sonne hier im Süden wurde von Tag zu Tag heißer und würde bald so stark sein, dass sein Federkleid Feuer finge.“ Also steht der Rückflug über die Alpen an, ins Sommerquartier im klimatisch milderen Mitteleuropa, aber der kleine Zugvogel zögert seinen Aufbruch angesichts der wohligen Wärme gerne noch etwas hinaus. Als er schließlich doch losfliegt, sind alle anderen schon weg, und so ist Joshua auf der weiten Reise allein.

Wohin mündet eine Bilderbuchgeschichte, die so anfängt? Man könnte sich da einiges vorstellen: in eine Allegorie auf den Klimawandel, in eine Abenteuererzählung, in die Beschworung von gegenseitiger Hilfe, in die Warnung vor Missachtung von Traditionen, in die Selbstbehauptung angesichts widriger Umstände, in eine Kritik der Faulheit. Alles schon dagewesen in der literaturhistorisch langen Reihe von Tierfabeln, die natürlich in

Wahrheit immer uns Menschen meinen. Doch was Inka Pabst da geschrieben und Mehrdad Zaeri illustriert hat, ist etwas Neues, weil sie ihr Sommergoldhähnchen auf eine Reise von der hellen Sonne des Südens ins tiefe Schwarz führen – ganz buchstäblich, nämlich in Form von gleich drei aufeinanderfolgenden dunklen Doppelseiten, nachdem Joshua über den Bergen in einen Sturm geraten ist und ohnmächtig wurde. „Als er wieder aufwachte, wusste er nicht, wo er war.“ Dann hört Joshua Stimmen. Und Musik.

Bilderbücher haben es nicht leicht mit Musik, aber Mehrdad Zaeri, geboren in Iran, aber seit 1984 in Deutschland, hat eine eindrucksvolle Lösung für Joshuas Wahrnehmung gefunden. Nach der Dun-



Inka Pabst, Mehrdad Zaeri: „Joshua – Der kleine Zugvogel“. Tulipan Verlag, München 2020, 40 S., geb., 15,- €. Ab 4 J.

kelheit lässt der Illustrator drei lichterleuchtende Doppelseiten folgen, auf denen zunächst der Gitarre eines nur in Rückenansicht gezeichneten Mannes ein wie von Kinderhand gezeichneter Vogelschwarm entströmt, dann eine gesichtslose Frau ein Mobile mit Tierfiguren betrachtet und schließlich wieder als kunstvolles Kleinkindgekrake eine Szene erscheint, in der ein paar muntere Strichmännchen Winterfreuden genießen. Was ist in diesem Buch passiert? Wie sind wir aus dem Dasein eines Vogels in das einer Menschenfamilie geraten? Und wieso sind wir dann im Schlussteil des Bilderbuchs wieder mit dem kleinen Vogel auf Wanderschaft?

Inka Pabst hat vor drei Jahren „Als Oma immer kleiner wurde“ geschrieben, ein Buch über den Tod, kindgerecht erzählt und auch schon von Zaeri illustriert, allerdings im Gegensatz zum rund um die nachtdunkle Ohnmachtsequenz geradezu farbstrotzenden „Joshua“ damals konsequent in kargem Bleistiftgrau gehalten. Nun haben beide wieder ein Buch übers Sterben geschaffen – ein Komplementärwerk zum früheren auch dadurch, dass es

diesmal nicht um den Tod eines sehr alten, sondern eines sehr jungen Menschen geht. Denn was Joshua im Dunkel als Stimmen gehört hat, die ihn ins Bewusstsein zurückführten, sind die eines Elternpaares, das sein Baby verloren hat.

„Joshua – Der kleine Zugvogel“ ist ein Trostbuch, mit dem Geschwistern von solchen totgeborenen oder bald nach der Geburt gestorbenen Kindern eine Möglichkeit geboten werden soll, mit dem Leid in ihrer Familie umzugehen. Die Vorfreude auf den Nachwuchs schlägt sich im Text des Mittelteils ebenso nieder wie die spätere Trauer. Denn was sich für Joshua als das Rettende erweist, die liebevolle Erwartung, die wieder Licht in sein Leben bringt, führt zugleich auch zurück in seine Zugvogelexistenz, die ihn zum Weiterfliegen zwingt. In der Menschheitsgeschichte sind Zugvögel durch die Regelmäßigkeit ihres Verschwindens und Wiederauftauchens immer schon als Sinnbilder des Lebens gedeutet worden. Pabst und Zaeri knüpfen also mit ihrem Bilderbuch an einen alten Topos an.

Und doch überraschen sie mit der Kühnheit ihrer Idee, das traurig kurze Dasein eines Kindes als jenen Wimpernschlag erscheinen zu lassen, der einen kleinen Zugvogel vom Tod trennt. Zumal auch noch der grafische Stilbruch von den leuchtenden Bildern des Vogel-daseins, wie Zaeri sie angelegt hat, zum nur anskizzierten Leben des Babys und wieder zurück in die anfängliche Opulenz stattfindet. Aber es geht nicht um eine Hierarchisierung der Lebensformen, sondern darum, dass nicht nur für Kinder der Gedanke tröstlich sein mag, dass die Toten wie aufsteigende Zugvögel sind. Und Inka Pabst macht keine großen Worte darum: Auf der letzten Doppelseite ist der abermals flügelgewordene Joshua dabei, seinen anfangs versäumten Schwarm einzuholen. Dazu braucht es gar keinen Text mehr. Die Deutung der Fabel von Joshua, dem kleinen Zugvogel, kann religiös verbrämt erfolgen, allegorisch oder auch profan als Abbild des Naturkreislaufs. Was bleibt, ist der Mut, dieses heikelste aller Todesthemen anzugehen und es mit Gefühl darzustellen statt gefühlig. ANDREAS PLATTHAUS

Nils wohnt überall

Gabi Kreslehner erzählt von Mobbing als Strukturfrage

Womöglich gibt es eine gar nicht so kleine Zahl von Kindern und Jugendlichen, die Corona bislang ziemlich gut fanden. Weil endlich, endlich mal Ruhe war. Bald werden die selbsternannten Klassenhelden es wieder schaffen, ihre Mitläufer bei Laune zu halten und ihren Opfern aufzulauern. Für Kinder und Jugendliche, die Opfer der körperlichen und seelischen Gewalt von Gleichaltrigen in der Schule werden, könnten die harten Wochen der Corona-Isolation regelrecht eine Verschnaufpause gewesen sein.

Für Nils, die geradezu unfreiwillige Hauptfigur in Gabi Kreslehners Jugendroman „Nils geht“, kommt keine hilfreiche Suche um die Ecke. Er geht jeden Tag durch die Hölle, die ihm von den „fürchterlichen Vier“ bereitet wird. Von Jo und Fadi, Rasmus und Mila. Wobei sehr schnell deutlich wird, dass diese vier keine Chance hätten – wäre da nicht die große Menge der schweigenden anderen. Es ist sogar eine dieser Unauffälligen, die mal vorsichtig helfen, mal vorsichtig mitmischen, meist aber zusehen, der Kreslehner das erste Wort gibt. Sarah, die Nils schon lange kennt, gibt stockend zu Protokoll, was vorgefallen ist – und wie es dazu kam.

Die Leser erleben das Ende eines schrecklichen Schuljahrs: Voll von Demütigungen eines einzelnen Jungen, der ohne Grund zum Feind erklärt wird. Nils, kleiner und zarter als die anderen Jungs, Kind einer alleinerziehenden Mutter und neu in der Klasse, ist zu allem Übel auch noch ein Genie in allen Schulfächern. Und, wie die Klassenschönste Mila irgendwann feststellt, auch noch ein wirklich netter, empathischer Mensch. Erst als sie das tut, nimmt die Katastrophe vollends ihren Lauf.

Mobbing ist meist das erste Thema, das Erwachsenen einfällt, wenn ein sozialpädagogisches Projekt, am besten in Verbin-

dung mit Theater oder Kunst, an Schulen angeboten werden soll. Von Mobbing handeln unzählige Schullektüren. Als wirke Literatur- oder Theaterkonsum direkt auf weit verbreitete Probleme, so wie Hustensaft oder Blasenpflaster. Wenn auch Kreslehners Roman demnächst als Schullektüre eingesetzt wird, könnten manche Schüler eine oder andere Täter zu Hause, bei den Eltern, Opfer sein könnte. Und ob nicht der ein oder andere Erwachsene seinen Job verfehlt hat: als Elternteil, Lehrer oder Schullehrer.

Denn einerseits ist die Handlung sehr schlicht. Nils ist das Opfer einer starken Clique, die den schweigenden Rest der Klasse hinter sich bringt. Andererseits versucht der Roman in Sprache und Struktur die Beweggründe der Figuren so anzureißen, dass sie ein Weiterspinnen im Kopf ermöglichen. Kreslehner werbet Kopfkolle aus der direkten Befragung der jungen Täter und Zuschauer mit erzählenden Passagen aus einer allwissenden Perspektive. Das geht oft von banalen Klischees aus, die regelrecht zum Fürchten sind. Leider sind sie dann doch näher an der Realität, als man selbst gerne wahr hätte.

Kreslehner, Lehrerin, Theaterpädagogin und Autorin in Oberösterreich, ruht sich nicht darauf aus, so zu tun, als sei es unerklärlich, warum einer Opfer und eine bestimmte Gruppe Täter wird. Sie versucht nachzuzeichnen, was die einzelnen Gruppenmitglieder bewegt. Das gelingt überraschend unterschiedlich, als ob ihr die selbstbefundenen Charaktere bisweilen zu unsympathisch für eine differenziertere Darstellung wären. Ihre eigene Berufsgruppe kommt dabei nicht gerade gut weg. Kreslehner beschreibt den Mathelehrer, der über Jugend sinniert und dabei Mädchen auf den Po starrt, sie erzählt vom Direktor des privaten Gymnasiums, der sich zu darwinistischen Thesen aufschwingt, um einen hochbegabten Schüler ohne gesellschaftliche Verbindungen dem Mob preiszugeben, während er die Kinder bekannter Geschäftsleute, mögen sie auch noch so aggressiv und dumm sein, an der Schule halten will.

Das Ende dieser Geschichte sieht nur auf den ersten Blick positiv aus. Kluge, empathische Leser werden bohrende Fragen mitnehmen. EVA-MARIA MAGEL

Mein erstes aufgeschlagenes Knie!

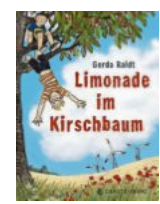
Gerda Raidt lässt einen Jungen über sich und seine Eltern hinauswachsen

Wenn Ottos Eltern erzählen sollten, wie das alles überhaupt passieren konnte, würden sie über die Mühe sprechen, die es sie kostet, den Jungen auch nur eine Minute an der frischen Luft zu halten. Zur kleinsten Bewegung hätten sie ihn immer schon zwingen müssen, weil er sich am liebsten mit seinen Hörbüchern in die Kissen verzieht. Es ist zum Verzweifeln, würden sie sagen, und dann auf den Baumhausbausatz zu sprechen kommen, den sie für den Kirschbaum neben ihrem Häuschen im Grünen besorgt haben, drei große Pakete, alles dabei, mit Fenstern und einer Veranda mit einem weißen Zäunchen drumrum und „hübschen Dekoideen“, nur drei verdammte Schrauben fehlen, zum Befestigen am Baum. Vielleicht würde Ottos Vater nicht erwähnen, dass er noch großspurig angekündigt hatte, dann eben ein bisschen zu improvisieren.

Zum Glück lässt Gerda Raidt in ihrem Kinderbuch „Limomade im Kirschbaum“ aber Otto selbst diese Geschichte erzählen, und so treten hier schon, bevor es richtig losgeht, die Vorurteile, die Erwartungen, der Druck der Eltern zutage, mit denen sie von ihrem „Zuckerflockchen“, ihrem „Butterherzchen“, ihrem „Zimtsternchen“ so gut gelaunt und gut gemeint und penetrant etwas wollen, dass es kein Wunder ist, wenn ein Kind unter all diesen Ansprüchen selbst nicht weiß, was es will. Außer seine Ruhe.

Das Baumhausbauen eskaliert, es gibt Streit, am Ende fällt Ottos Vater von der Leiter, muss ins Krankenhaus, und Otto bleibt allein im Sommerhaus der Familie, mit dem Handy der Mutter, für alle Fälle. Und mit einem seltsamen Jungen auf der anderen Seite des Gartensaums, einem von diesen Dörlern, die keinen Geschmack haben, wie Ottos Mutter sagt, und ständig vor dem Fernseher sitzen, bis sie ganz dick sind. Wenn sie nicht gerade Lärm machen oder sich aufdrängen wie der Nachbar nebenan, eine richtige Landplage ist der. Jetzt ist Otto einen halben Tag lang allein – in diesem Haus, unweit von Dorf und Dörlern, allein mit den übernommenen Vorurteilen und einem Gleichaltrigen gegenüber, der sie mit einiger Geduld und Liebeshuldigkeit entkräftet.

Als Illustratorin hat sich Gerda Raidt bereits einen Namen gemacht: Wir kennen ihre Zeichnungen aus einem Bilderbuch von Rafik Schami ebenso wie aus den neueren „Fünf Freunde“-Abenteuern und durch Sachbücher für Kinder. Hier erzählt sie erstmals auch. Sie lotet,



Gerda Raidt: „Limomade im Kirschbaum“. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2020, 144 S., geb., 13,- €. Ab 8 J.

wie sie selbst es formuliert, „die vielfältigen Möglichkeiten von Bild und Text aus einer Hand aus“. Und nicht nur, wie sie in ihren Zeichnungen den Blick über die Felder oder die Abenddämmerung im Garten einfängt, sondern auch, wie sie auf Doppelseiten den Text illustrativ rahmt, macht „Limomade im Kirschbaum“ zu einem wunderschönen Buch. In der erzählerischen Gestaltung der Eltern erlaubt sich die Autorin allenfalls –



Der Nachbar hat Sinn für Tauben. Abb. u. d. bespr. Bd.

mit dem mütterlichen Hang zu Kosennamen aus der Konditorei, mit dem hilflosen Aktionismus der beiden – kleine Ausflüge in die Satire. Dass daneben die Liebe der Eltern für ihren Otto und auch ihre Liebe füreinander spürbar bleiben, zeigt, wie fein Gerda Raidt auch mit Worten zeichnen kann.

Finn, der Junge auf der anderen Seite des Gartensaums, ist nicht halb so dick und dumm, wie er dem armen Otto in seiner Pappverpackung des Baumhauses, in die er sich nach dem Streit unterm Kirschbaum zurückgezogen hatte, erst einmal erschienen ist. Finns Baumhaus in der Lindenallee, die zum abgebrannten Gutshaus führt, ist zwar nicht viel mehr als ein Brett, aber wenn man es erst einmal nach oben geschafft hat, braucht es auch nicht viel mehr als ein Brett zum Glück. Ein bisschen Phantasie vielleicht. Und einen Jungen neben sich, der Stück für Stück zum Freund wird. Ohne dass die Eltern davon erfahren, die sich abends nur darüber aufregen, dass Motters Handy ausgegangen ist und sie ihren Otto nicht erreichen konnten.

Das abgebrannte Gutshaus mit der dunklen Geschichte – „Lebensgefahr!“ steht auf einem Schild am abgesperrten Tor – ist natürlich am nächsten Tag fällig zur Erkundung. Unterwegs gibt es nicht nur eines von diesen aufgeschlagenen Knien, von denen Ottos Vater immer so schwärmt, sondern auch Pickser und Kratzer von Brennnesseln und Brombeeren, am Ziel eigentlich nicht viel zu sehen, dafür hinter den Überresten des Gutshofs eine kleine Gruft, in der Finn und Otto schließlich vom Nachbarn ertappt werden, der sie vor die Eltern schleppt. „Jetzt, wo ich endlich mal in einer Geschichte war, war sie auch schon wieder zu Ende“: So kommentiert Otto die eher unspektakulären Entdeckungen im alten Gutspark. Was er ihnen mit seiner Phantasie hinzufügen kann und dass die Geschichte von „Limomade im Kirschbaum“ erst durch seinen Mut im anschließenden Streit zwischen Eltern und Nachbarn ihre schönste Wendung erfährt, kann er da noch nicht ahnen. FRIDTJOF KÜCHEMANN

Monster im Werden

Blutig: Suzanne Collins' „Panem“-Prequel

Wenn auf der Dachterrasse Rosen gezüchtet werden und im Kochtopf gegen den Hunger nur Kohlsuppe vor sich hin blubbert, dann ist einiges in Schiefelage geraten. Für die Familie Snow – einst mächtig, nun verarmt – heißt das, dass der einzige Erbe, der achtzehnjährige Coriolanus, nicht nur ständig damit rechnen muss, unter seinen reichen Freunden als Hochstapler dazustehen, sondern auch, dass seine einzige Chance auf ein seinen Vorstellungen gerechtes Leben in ihm selbst besteht: in seiner Geschmeidigkeit, in der Fähigkeit, das bestehende System zu analysieren und zu seinen Gunsten auszunutzen, und schließlich in der Bereitschaft, diesem Ziel alles unterzuordnen. Auch wenn es um so elementare Bedürfnisse eines Jugendlichen geht wie Freundschaft, Liebe oder ein Dasein ohne große Verstellung. Coriolanus jedenfalls verbirgt den Kohlgerech, Symbol seiner Armut, mit dem Rosenduft aus dem Dachgarten seiner Großmutter.

Suzanne Collins hat ihre Trilogie „Die Tribute von Panem“ um einen vierten Band ergänzt, der vor einigen Tagen erschienen ist. Er erzählt die Geschichte weiter, aber nicht als Fortsetzung, sondern in die Vergangenheit gerichtet. Denn die Handlung von „Das Lied von Vogel und Schlange“ spielt 64 Jahre vor dem ersten Band, vor den 74. „Hungerspielen“ also, die wie jedes Jahr zur Erinnerung an den einstigen Aufstand der „Distrikte“ gegen die Zentrale, das „Kapitol“, abgehalten werden, indem aus jedem Distrikt zwei „Tribute“, ein Junge und ein Mädchen, ausgelost werden, um in einer Arena so lange gegeneinander zu kämpfen, bis nur



Suzanne Collins: „Die Tribute von Panem X – Das Lied von Vogel und Schlange“. Aus dem Englischen von Peter Klöss und Sylke Hachmeister. Oetinger Verlag, Hamburg 2020, 608 S., geb., 26,- €. Ab 14 J.

noch einer von ihnen am Leben ist. Das Ergebnis ist aus der Trilogie bekannt, die Collins zwischen 2008 und 2010 veröffentlicht hatte und deren mehrteilige Verfilmung zum Welterfolg wurde: Das Mädchen Katniss aus dem 12. Distrikt gewinnt die 74. Spiele und wird danach zum Symbol eines weiteren, diesmal erfolgreichen Aufstandes der Distrikte. Am Ende lebt sie, versehrt an Leib und Seele, abgeschieden mit ihrer Familie in der Provinz und schreibt ihre Erinnerungen nieder.

Ihr großer Gegenspieler im Freiheitskampf war Präsident Coriolanus Snow, ein kalter Zyniker, der sich Katniss gegenüber ebenso kultiviert wie grausam zeigte. Das Prequel zur Trilogie ist ihm gewidmet und wird komplett aus seiner Perspektive erzählt. Die Handlung setzt ein, als zur Abhaltung der zehnten Hungerspiele erstmals Mentoren für die 24 Tribute bestimmt werden. Snow wird die junge Sängerin Lucy Gray Baird aus dem 12. Distrikt zugeteilt, in mancher Hinsicht eine Vorgängerin von Katniss (auf deren Namen sogar einmal angespielt wird), und Snows Interesse an ihr erscheint ihm und anderen bisweilen als der Liebe ähnlich, ist aber eng mit das eigene Fortkommen geknüpft und wird schließlich genau in dieser Hinsicht problematisch. Völlig anders aber ist die Situation der Tribute, die nicht wie in der Trilogie anfangs gehätschelt und fernsehtauglich gemacht, sondern wie Tiere behandelt und in die Manege entlassen werden.

Die Spiele sind hier in eine Krise geraten, eigentlich will sie niemand mehr sehen, und der eigentliche Impuls der an gesellschaftlichen Prozessen so interessierten Autorin scheint die Schilderung zu sein, wie aus einem reinen Unterdrückungsinstrument ein als Massenunterhaltung akzeptiertes Fernsehereignis wird – Snows Ideen, die er in diesem Roman entwickelt, bahnen den Weg zu dem, was uns in der Trilogie begegnet.

Die Kunst der Autorin besteht darin, die Entwicklung des jungen Coriolanus zum späteren kultivierten Monster aus der Trilogie als keineswegs unausweichlich zu schildern, einige Weichenstellungen inklusive, trotzdem aber als plausibel darzustellen. Dazu trägt bei, dass er von echten Sadisten, aber auch von ambivalenten Gestalten umgeben ist, wozu auch ein tragischer Charakter gehört, der sich gegen das System auflehnt und dabei die falschen Allianzen zu knüpfen versucht. Und Collins spinnt den roten Faden ihrer Trilogie weiter aus, der in der menschlichen Stimme, im Gesang zumal, ein Symbol der Freiheit sieht.

Coriolanus jedenfalls wird auch später einen verräterischen Geruch mit Rosenduft unterdrücken müssen: In der Trilogie ist das der Geruch von Blut. TILMAN SPRECKELSEN



Gabi Kreslehner: „Nils geht“. Roman. Tyrolia Verlag, Innsbruck 2020, 144 S., geb., 16,95 €. Ab 13 J.